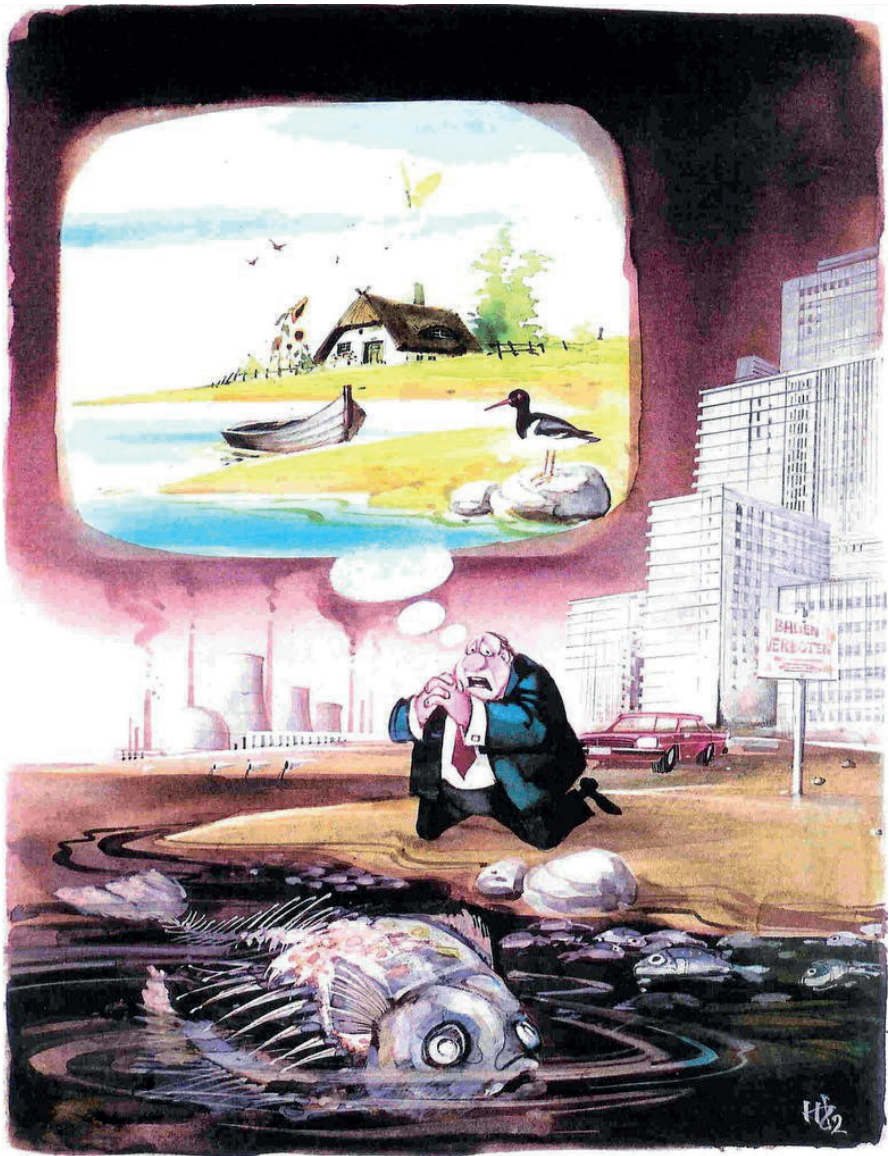


Helge
Gerndt

Märchen dämmerung

Eine kurze Geschichte der Märchen
vom Anfang der Welt
bis zur Künstlichen Intelligenz

WAXMANN



„Buttje, Buttje in der See,
gib uns den Pisspott wieder zurück!“

Helge Gerndt

Märchendämmerung

Eine kurze Geschichte der Märchen
vom Anfang der Welt bis zur Künstlichen Intelligenz



Waxmann 2026

Münster • New York

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Print-ISBN 978-3-8188-0140-3

E-Book-ISBN 978-3-8188-5140-7

© Waxmann Verlag GmbH, 2026
Steinfurter Straße 555, 48159 Münster

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach unter Verwendung einer Farbkomposition von Claudia Artopé
Abbildung Seite 1: © Horst Haitzinger, aus ders.: Globetrottler. Karikaturen zur Umwelt. München 1989, S. 105 (Januar 1982).
Satz: MTS. Satz & Layout, Münster

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Meinen Mentoren

LEOPOLD KRETZENBACHER

(1912–2007)

WALTER SCHERF

(1920–2010)

HERMANN BAUSINGER

(1926–2021)

in dankbarer Erinnerung

Inhalt

Der tiefe Brunnen

Über Märchen und Märchenforschung

9

Wie die Mongolen zu ihren Märchen kamen

23

In Geschichten verstrickt

Über das Alter der Märchen

25

Verborgene Botschaften

Über die Faszination der Märchen

60

Phantastische Wirklichkeit

Über das Wesen der Märchen

86

Wie die Dämmerung in die Welt gekommen ist

118

Der offene Horizont

Über die Zukunft der Märchen

121

Nachwort

Über den Weg und das Glück

150

Literatur

153

Register der erwähnten Märchen, Sammlungen, Dichtungen

156

Der tiefe Brunnen

Über Märchen und Märchenforschung

Im Anfang der Welt gab es nichts als Struktur, ein Kraftfeld ohne Masse und Ausdehnung, ohne Raum und Zeit – verdichtet in einem unendlich kleinen Punkt, in dem alle Gegensätze zur Einheit verschmolzen waren: Dunkel und Licht, Leere und Fülle, Unten und Oben, Klein und Groß, Schön und Hässlich, Gut und Böse. Die uranfängliche, elementare Grundstruktur barg ein unbegrenztes Meer der Möglichkeiten; es war wie in der Ruhe vor dem Sturm.

Einst aber trennten sich durch eine winzige Irritation – so wie ein Funke einen Feuersturm auslösen kann – Raum und Zeit; und es verwandelte sich die komprimierte Einheit in eine unabsehbare Vielfalt. Aus scheinbarer Leere wurde allmählich Fülle; die Ganzheit gebar den Zwiespalt und die Gegensätze. So entfaltete sich im Laufe von Jahrmillionen aus Dunkel und Licht das Universum und seine Sonnen, aus Unten und Oben die Erde und der Himmel, aus Klein und Groß die Einzeller und die Elefanten, aus Schön und Hässlich das Paradies und die Hölle und schließlich aus Gut und Böse auch das moralische Gesetz im Menschen.

Alles verwandelt sich

Diese Kurzerzählung ist ein kleines Bilderspiel der Phantasie aus Elementen vorsokratischer Philosophie und quantentheoretischer Einsichten. Sie korrespondiert mit einer altbekannten Geschichte aus der Bibel: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Man wird sich auch an Goethes Faust erinnern, der in seiner Studierstube über das *Wort* der Bibel reflektiert und es schließlich ersetzt: „Im Anfang war die Tat.“ Statt Wort, Kraft oder Tat sieht die Ursprungserzählung der Quantenphysik eine Vor-Struktur als die Grundlage des Seins, „die einfachste Quantenstruktur, die überhaupt möglich ist, die Prototypis“.¹ In dieser Struktur besteht zwischen ihren drei Erscheinungsformen – Materie, Energie und „bedeutungsfreie Quanteninformation“ – eine fundamentale Äquivalenz; und aus dieser Struktur sind in einem hoch komplexen Entwicklungsprozess der Kosmos und das Leben hervorgegangen, Sterne, Berge und Meere, Pflanzen und Tiere, die individuellen Körper der Lebewesen und ihr Bewusstsein, schließlich selbstreflexives Bewusstsein und damit am Ende auch die menschliche Kultur.

Unser Glaube der Gegenwart, den wir Wissen nennen, lebt von dem Wort Evolution. Unsere grundlegende Erkenntnis über die Weltentstehung heißt heute: Entwicklung ist, allgemeiner gefasst, die Verwandlung. Es gibt nichts,

1 Thomas und Brigitte Görnitz: Von der Quantenphysik zum Bewusstsein. Kosmos, Geist und Materie. Berlin, Heidelberg 2016, bes. S. 738.

was unverändert bliebe. Alles ist einmal entstanden – Sternensysteme, Landschaften, Tierarten, Kulturgüter –, und alles wandelt sich und wird einmal vergehen. Jede einzelne, kleine oder große Veränderung zeigt sich – in der kürzeren oder längeren Spanne zwischen Aufbruch und Untergang, zwischen Geburt und Tod – in so zahlreichen Formen und Farben, dass wir Menschen von unserer *bunten* Welt und unserem *bunten* Leben sprechen. Selbst die Sprache ist bunt und vielfältig. Sie beschreibt nicht nur, was wir sehen, hören, fühlen und schmecken, sondern auch, welche Bilder wir uns innerlich vorstellen und miteinander verknüpfen. Sie berichtet nicht nur über Zustände, die wir gegenwärtig wahrnehmen, sondern erzählt auch über Ereignisse von längerer Dauer, die in der Vergangenheit stattgefunden haben oder haben könnten, die in der Zukunft geschehen werden oder möglich sind. Und jede Erzählung besitzt ihre eigene Ausdrucksform.

Erzählen ist nicht mitteilen, ist keine Weitergabe von auf Fakten reduzierten Nachrichten, Informationen oder Wissensbeständen an ein verstreutes Publikum. Das Erzählen bringt vielmehr Geschichten hervor: Geschehensabläufe mit Anfang und Ende; und aus vielen Einzelgeschichten entsteht schließlich, zeitlich arrangiert, auch die „große“ Geschichte als historische Ereignisfolge. Während uns Nachrichten und Informationen zur kurzfristigen Bewältigung von Gegenwartsproblemen dienen, sind Geschichten meist beständiger und vereinigen sich mit anderen Geschichten zu Welt- oder Lebensgeschichten, die vergangene Ereignisse verknüpfen und sinnfällig machen – nicht zuletzt als Orientierungshilfe für die Zukunft.

Nun gibt es eine Gruppe von Geschichten, die ganz zentral von – oftmals plötzlichen – Veränderungen, von Verzauberung und erstaunlichen Metamorphosen erzählen: Sterne fallen als Taler vom Himmel, aus einer Müllerstochter wird eine Königin, ein Pisspott verwandelt sich in eine Hütte oder ein Schloss, ein Frosch in einen Prinzen. Wir nennen solche Erzählungen *Märchen*. Märchen sind Verwandlungsgeschichten. In den Märchen geschehen Dinge und vollziehen sich Entwicklungen, die unsere alltägliche Erfahrung gelassen ignorieren: Tiere, Pflanzen und Gegenstände sprechen, handeln und verhalten sich genauso wie Menschen. Märchenerzählerinnen und Märchenerzähler spielen exzessiv mit dieser Vielfalt von Verwandlungsmöglichkeiten. Ja, sie verwandeln die Alltagsrealität für Zuhörerinnen und Leser zeitweise in eine andere Wirklichkeit. Zugespitzt gesagt: Märchen sind erzählte Metamorphose; Metamorphose ist ein Strukturprinzip des Denkmöglichen, die DNA der Märchen.

Als Gattung ist das Märchen ein historisches Produkt, nur gut zweihundert Jahre alt, aber die märchenhaften Geschichten haben die Spezies *Homo sapiens* vermutlich schon seit der Steinzeit begleitet. Sie sind entstanden, sobald das menschliche Denk- und Sprachvermögen über das Informieren hinaus hinreichend für das Erzählen ausgebildet war. Freilich gleicht die Entwicklung des

Märchenerzählens keiner schlichten, linearen Fortschrittsgeschichte, sondern eher einem Bündel von Entwicklungen mit vielen Parallelgeschichten.

Die Wirklichkeit erzählen

Mit den griechischen Göttersagen beginnt die Geschichte des Erzählens in Europa. Es sind zwar nur Fragmente, die aus dem Nebelmeer des Mythos bis in unsere Zeit hereinragen, aber sie vermitteln doch – mit Spürsinn zusammengefügt – ein eindringliches Bild antiker Vorstellungen über den Anfang der Welt. Vorstellungen, nicht nur Erfahrungen, sind ein Teil der Wirklichkeit, in der wir Menschen leben. Solche alten Geschichten, sagt ein griechischer Nacherzähler, führen „zum Anfang der Zeit, den es niemals gegeben hat“:

In jener fernen Vergangenheit existierte bereits seit unvordenklichen Zeiten ein Gott, der den Namen Chaos trug. Chaos lebte ganz allein, um ihn herum war nichts als völlige Leere. Es gab weder Sonne noch Licht, weder Erde noch Himmel, nichts als unendliche Leere und tiefe Dunkelheit. Jahrhunderte und Jahrtausende vergingen auf diese Weise, bis Chaos es endlich müde war, allein zu sein. So begann er, über die Erschaffung der Welt nachzudenken.

Als Erstes gebar er die Erdgöttin, die die Griechen Gaia nannten. Sie war unbeschreiblich schön. Voller Kraft und Leben wuchs sie heran, wurde breit und fest und umschloss unermessliche Weiten in ihrer Umarmung. Auf sie gründete sich unsere Welt. Dann brachte Chaos den furchtbaren Tartaros und die schwarze Nacht hervor und gleich darauf den lieblichen, strahlenden Tag.

Das Reich des Tartaros war über alle Begriffe tief und dunkel, es lag so tief unter der Erde wie das Chaos über ihr. Wenn man einen eisernen Amboss aus dem Chaos fallen ließe, so würde er neun Tage und neun Nächte fallen und erst im Morgengrauen des zehnten Tages die Erde erreichen. Fiele er hierauf von der Erde weiter in den Tartaros hinab, wäre er abermals neun Tage und neun Nächte unterwegs, bis er endlich in der Morgendämmerung des zehnten Tages die tiefste Tiefe des Tartaros erreichen würde. So tief unter der Erde lag der Tartaros, deshalb war die Dunkelheit in ihm undurchdringlich und schwarz. Zudem war er grenzenlos. Könnte man ihn betreten, so würde man ewig fortschreiten, von rasenden Wirbelwinden vorangetrieben, und hätte selbst in einem Jahr das andere Ende nicht erreicht.

Mitten in dieser schrecklichen Gegend, die sogar von den Unsterblichen gefürchtet wurde, erhob sich das dunkle Schloss der Nacht, das in alle

Ewigkeit in schwarze Wolken gehüllt war. Hierhin zog sich die Nacht bei Tagesanbruch zurück, und wenn der Abend dämmerte, breitete sie sich erneut über die Erde aus.

Nachdem Chaos sein Werk vollendet hatte, war es an der Zeit, dass die Erdgöttin bei der Erschaffung der Welt half. Sie wollte mit etwas Schö-nem beginnen und gebar die Liebe, die Göttin, die die Schönheit des Lebens in die Welt brachte. Dann gebar sie den endlosen blauen Him-mel, die Berge und das Meer, mächtige Götter, von denen Uranos, der Himmel, der stärkste war. So gestaltete Gaia, die Mutter aller Dinge, die Welt, und sie fand Gefallen an ihrer Schöpfung.²

Wer diese Göttererzählung im Spiegel naturwissenschaftlicher Theorien über Urknall und Evolution betrachtet, könnte sie rasch als „alte Geschichte“ abtun, die es nicht lohnt, aus dem Brunnen der Vergangenheit ans Licht der Gegen-wart zu holen. Wer sich dagegen vor Augen hält, dass Urknall und Evolution auch nichts anderes als Bilder sind, die nur andere, nämlich ihre eigenen Ge-schichten erzählen, wird einen Moment innehalten.

Es gibt verschiedene Erzählformen und verschiedene Arten des Geschich-tenerzählens. Die Bedürfnisse der Menschen unterscheiden sich nach Person und Temperament und jeweils nach Ort und Zeit und äußeren Umständen. Manche Erzählungen befassen sich folglich vor allem mit der sinnlich wahr-nehmbaren Wirklichkeit, die uns umgibt, und andere fordern unser Vorstel-lungsvermögen und die Einbildungskraft heraus. Manche Geschichten richten sich vor allem an unsere Verstandeskkräfte, andere bewegen zuerst das Gefühl. Doch die meisten Erzählungen erweisen sich als Mischprodukte aus beiden Sphären und verknüpfen in phantasievoller Weise nüchterne Fakten mit traumhaften Eingebungen.

Vor diesem Hintergrund sind Märchen erfundene Geschichten mit welt-haltigen Erfahrungen in einer überraionalen Möglichkeitsform. Vertrauter gesagt: Märchen handeln von mutigen Taten und wunderbaren Ereignissen. Sie ziehen ihre Zuhörerinnen und Zuhörer so stark in ihren Bann, dass das jeweils Erzählte ganz allein wirklich erscheint, und alles, was außerhalb der Er-zählung liegt, bedeutungslos bleibt. Beim Märchenerzählen geht es nur um die Geschichte selbst, um eine erzählte Wirklichkeit *jenseits* des Alltagsgeschehens und zugleich um eine als unbezweifelbar erscheinende Wahrheit *jenseits* der oberflächlichen Fakten. Es handelt sich bei den Märchen oftmals um subtile Geschichten, in denen auf eine geheimnisvolle Weise „Wahrheit“ facettenreich zum Ausdruck kommt.

2 Gebrüder Stefanides: Griechische Mythologie: Die Götter des Olymp. Athen 1997, S. 11–12.

In geselliger Erzählrunde oder auf der Theaterbühne können Märchen ihr Publikum fesseln, aber manchmal erzeugen sie auch Kontroversen. „Erzähl mir keine Märchen!“, lautet dann eine übliche Abwehrformel. Diese Redewendung wird aber kaum je auf ein ganz konkretes Märchen gemünzt, sondern wendet sich gegen das Lügen überhaupt – und solch eine Gleichsetzung trifft die Märchen nicht! Oder: Manchmal werden auch spielerische, völlig überdrehte Phantasiegeschichten, die nur einer vergnüglichen Laune entsprungen sind, unbedacht und weil kein anderes Wort zur Hand ist, als Märchen bezeichnet. Solche Geschichten sind Phantastereien, aber keine Märchen. Wenn in einer Gemeinschaftsrunde unterschiedliche „Stories“ vorgetragen werden und jemand dort ein *Märchen* hören möchte, dann denkt er an ein ganz bestimmtes Erzählgenre, das in den letzten zweihundert Jahren eine relativ eindeutig erkennbare Form gefunden hat.

Das Märchen ist ein historisches Erzählmuster, dessen sich unterschiedliche Erzählerinnen und Erzähler auf ihre Weise bedient haben und das zudem selbst – wie alle Dinge dieser Welt – dem historischen Wandel unterworfen war und ist. Um einen strukturellen Kern gibt es eben ständig Veränderungen, und im Bereich der Erzählgattungen ist die Metamorphose für das Märchen konstitutiv. Zauber und Wunder sind so gut wie immer mit Verwandlungen verbunden. Für den historischen Blick ist die Erkenntnis des Wandels essentiell.

„Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?“, fragt Thomas Mann zu Beginn seines biblischen Epos’ über *Joseph und seine Brüder*. Man kann den Roman als eine tiefgründige Abhandlung über das Erzählen lesen; denn Thomas Mann erzählt nicht nur, sondern er denkt zugleich über sein Erzählen nach und über die Bedeutung seiner Geschichte für die Gegenwart. Er ist überzeugt, dass man sehr wohl von der Vergangenheit sprechen könne, wenn man für die Zukunft erzählen will. Dies – erläutert er – umso mehr, als der „Geist“ (das Gottgemäße) ganz wesentlich das Prinzip der Zukunft darstelle, das *Es wird sein*; dagegen gelte „die Frömmigkeit der formverbundenen Seele“ (des leib-seelischen Menschen) etwas Vergangenen, dem *Es war einmal*. Wo hier das Leben sei und wo der Tod, bleibe allerdings strittig, denn:

Beide Teile, die naturverflochtene Seele und der außerweltliche Geist, das Prinzip der Vergangenheit und das der Zukunft, nehmen, jedes nach seinem Sinn, in Anspruch, das Wasser des Lebens zu sein, und jedes beschuldigt das andere, es mit dem Tod zu halten: keiner mit Unrecht, da Natur ohne Geist sowohl als Geist ohne Natur wohl schwerlich Leben genannt werden kann.³

3 Thomas Mann: *Joseph und seine Brüder*. Frankfurt/M. 2007, S. 35.

Und das Märchen? Auch für die Märchenerzählung wird manchmal der Anspruch erhoben, das Wasser des Lebens zu sein. Märchen vermögen – einführend erfasst – Vergangenes mit dem Zukünftigen so zu verbinden, dass daraus „Sinn“ entsteht. Aber was heißt das?

Was sind Märchen?

Alle Zuhörerinnen und Leser, die eine Erzählung aufmerksam verfolgen, erkennen ein Märchen ziemlich schnell an seinem „Ton“. Der Märchenton besteht aus unterschiedlichen sprachlichen Elementen, die zusammenklingen, die uns aber nur zum Teil bewusst werden. Ein Märchen beginnt meist mit einer Eingangsformel und einer klaren Figurenkonstellation: „Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter ...“ Die Handlung ist inhaltsreich, jedoch linear angelegt und schreitet rasch voran; sie neigt zu Dreierhythmen, knappen Dialogen und scharfen Kontrasten, insgesamt oft zur Zweiteiligkeit; die Figuren und Requisiten sind nur kurz benannt und mit wenigen Attributen ausgestattet. Diese Tendenz zur Kürze und Einfachheit mittels unterschiedlicher Formeln, mit Redewendungen und Sprichwörtern ist ein Kennzeichen besonders der *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm. Und diese haben letztlich den heute als gültig empfundenen Märchenton gesetzt.

Als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach der Aufklärung von Land und Leuten am Ende sich „romantische“ Sehnsüchte bemerkbar machten, ist das Märchen als Erzählgattung mehr und mehr ins bürgerliche Bewusstsein gedrungen. Gefördert von zeitgenössischen Schriftstellern und Dichtern wie Wieland, Musäus und Goethe sowie von Kulturphilosophen wie Johann Gottfried Herder und von Historikern und Philologen wie die Brüder Grimm. Für das damalige Publikum, das jetzt zunehmend lesen lernte, wurden die Märchen zu einem beliebten Lesestoff. Zugleich aber gewann die Suche nach Märchen durch die jugendlichen Gelehrten Jacob und Wilhelm Grimm, die sich für neue wissenschaftliche Ideen begeisterten, eine forschungsgeschichtliche Bedeutung.

Jene bestimmte Art von Geschichten, die die Brüder Grimm im Kreis ihrer gleichaltrigen Freundinnen hörten, entdeckten sie, teils als Fragmente, auch in alten Büchern. Sie lernten – angeregt von den Ideen Herders – solche naiven Erzählungen als „Volkspoesie“ zu begreifen und fragten: Was sagen sie uns, was können wir aus ihnen herauslesen? Durch das gesamte 19. Jahrhundert haben dann in ihren Fußstapfen auch andere Wissenschaftler nach frühen Spuren von Märchen, Sagen und Mythen gesucht, nach deren Ursprung gefahndet und damit verbunden auch nach deren ursprünglichem Sinn.

Kann man in Märchen beispielsweise Reste untergegangener Mythen aus der altdeutschen Vergangenheit erkennen? Oder waren sie im Mittelalter mit

reisenden Kaufleuten auf ihren Handelswegen aus Indien nach Europa gelangt? Oder sind sie vielleicht ein sogar noch in der Gegenwart überall auf der Welt immer wieder neu entstehendes Produkt der menschlichen Psyche, das aus dem Unterbewussten aufsteigt und sich wie in den archetypischen Bildern unserer Träume äußert?

Jedes Zeitalter und jede gesellschaftliche Gruppierung besitzt besondere Interessen und verfolgt eigene zeitspezifische Probleme. So haben die Menschen in ihren wechselnden Kommunikationskreisen und mit dem Wandel ihrer gesellschaftspolitischen Ansichten auch ihren Blick auf die Märchen immer wieder verändert. Das gilt gesteigert für wissenschaftliche Ziele der Märchenforschung, für Sichtweisen und Methoden all jener Disziplinen, die sich den Märchen und ihrem tieferen Verständnis verschrieben haben.

Im 20. Jahrhundert konzentrierte sich der wissenschaftliche Blick auf Zweck und Funktion der Märchen im alltäglichen Leben: *Warum* werden Märchen erzählt und Märchenbücher gekauft? Worin liegt ihr Reiz für Erwachsene und ihre Anziehungskraft für Kinder? Solche Fragen rufen freilich schnell weitere Fragen hervor, die zuvor geklärt werden müssen: Welche Märchen werden wirklich erzählt und welche eher nicht. Wer erzählt die jeweiligen Märchen und wer hört zu? Wann und wo? Sind und bleiben alle Märchen in gleichem Maße attraktiv oder verändert sich deren Faszination und Wirkung? Und wann, auf Grund welcher Eigenschaften und Besonderheiten, erscheint eine Erzählung überhaupt als Märchen?

In unserer Konsumgesellschaft neigen wir Menschen dazu, traditionelle Märchen als Ware zu betrachten. Das fördert nicht nur die Herausgabe neuer Märchensammlungen, in kleinen und großen Formaten, die reich oder sparsam illustriert oder ganz ohne Bilder sind, sondern bringt in jüngerer Zeit auch das eigentümliche Genre der Bilder-Märchen in Gestalt von Filmen, Comics oder Cartoons hervor. In vielen Fällen werden Zaubermärchen und die Rituale des Märchenerzählens darin ironisiert, persifliert und parodiert. Solche humorvollen Pointen zünden aber nur dann, wenn den Betrachtern die zu Grunde liegende Geschichte schon bekannt ist. Der Lacheffekt wird also nur bei einer kleinen Anzahl allseits bekannter Märchen ausgelöst, die in der Regel aus Grimms *Kinder- und Hausmärchen* (KHM) stammen.

Im 21. Jahrhundert, so erscheint es nach den ersten zwei Dezennien, ist die Entwicklung der menschlichen Zivilisation in eine neue Phase eingetreten und endgültig im globalen Zeitalter angekommen. Das geistige Erbe der Menschheit wird über das Internet nahezu für jedes Individuum zu jeder Zeit an jedem Punkt auf dem Globus verfügbar. Die irdische Welt ist für uns als ein verschränktes Ganzes alltäglich geworden. Die Erfahrungshorizonte haben sich räumlich erweitert und die Denkhorizonte zeitlich (in die Vergangenheit und in die Zukunft) weiter ausgedehnt.